

(Nachdruck verboten.)

12]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Im Lauf der Jahre verblaßte die Decke, und aus den sechs Vorträgen waren drei geworden.

Der Wirt trat mit vielen Verbeugungen, die aber im Gegensatz standen zu dem dreisten, vertraulichen Gesichtsausdruck, in das Klubzimmer, ging auf Otto zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er war kurz, fett und asthmatisch. Wie ein Dachs im Herbst, der sich reichlich Fettvorrat auch für den längsten Winter zugelegt hat.

„Selbstverständlich, immer her damit!“ rief Otto.

Wieder sprach der Wirt Otto leise ins Ohr und sah dabei auf Blau. Dann schauten beide gleichzeitig in demselben Gedanken nach der Uhr, die an der Wand gegenüber hing. Otto nickte dem Wirt zu, der sich wieder unter vielen Verbeugungen entfernte, während Otto dem Amtsrichter Roth leise etwas mitteilte, was diesen sehr zu interessieren schien, denn er richtete sich energisch auf aus seiner lässigen Haltung, die er bisher eingenommen hatte, und strich unternehmend den schwarzen Schnurrbart. Dann sah auch er nach der Uhr.

Als diese nun anfing, langsam zehn zu schlagen, steckte Blau seine Meerschaumpipe langsam und umständlich in ein Ledernetui und machte den Cigarrenstummel im Aschenbecher unschädlich. Er ließ ihn da nie ruhig ausbrennen, sondern vernichtete stets den letzten Rest Feuer in demselben, bevor er sich erhob. Man konnte ja nie wissen, ob sonst nicht doch noch ein Unglück geschah.

Die Uhr hatte noch nicht ausgeschlagen, so war auch Jean schon zur Hand und empfing seine fünfundsiebzehn Pfennige aus der Westentasche des Herrn Blau. „Guten Abend,“ sagte er und ging auf harten Sohlen aus dem Zimmer. Niemand lächelte oder machte einen schlechten Witz über ihn, als er draußen war. Man war daran gewöhnt. Nun schob der Wirt zwei Harfenmädchen ins Klubzimmer, die er auf der Straße aufgegriffen hatte, weil er wußte, was die Herren außer Blau und dem Schuldirektor gern hatten. Auf den letzteren aber wurde weiter keine Rücksicht genommen.

„Geradezu,“ entfuhr es diesem, indem er die Brille höher schob, „das finde ich sonderbar, höchst sonderbar!“

Die beiden Mädchen postierten sich an die Thür und singen sofort an zu singen, ohne erst lange zu fragen:

Mein Herz, das ist ein Wienhaus . . .

Nach dem Gesang bekamen sie zu trinken, wurden gedrückt, mit schlechten Witzen überschüttet, kurz behandelt, wie es dabei zum guten Ton gehört. Als es immer toller wurde, entfernte sich der Oberförster. Walter war schon gegangen, nachdem er sein Lockenhaupt empört geschüttelt, den Zeigefinger dräuernd gen Himmel gehoben und gesagt hatte: „Geradezu, das finde ich geradezu häßlich!“

Jetzt traten der Apotheker und Doktor Horst in das Zimmer.

Der Apotheker war ein kleines, zierliches Männlein und gar nicht apothekerhaft schrullig. Immer fidel. In seinem Leben hatte es bisher nur zwei Dinge gegeben, die ihmummer bereitet. Erstens, daß er keinen Sohn besaß. Der Nummer war jetzt gehoben. Zweitens, daß er so klein war, sogar kleiner, als seine allerdings nicht kleine Frau. Den Nummer wird er wohl behalten müssen, aber so schrecklich tief ging er auch nicht. Er trug stets einen sehr hohen Cylinder und ließ seine Frau in der Gasse gehen, während er auf dem Bürgersteig wandelte. So ließ sich dieser Nummer einigermassen tragen.

Der Apotheker stellte sich mit einem noch ganz verklärten Gesicht vor die ältere Maid, die der Chemiker an sich genommen, daß sie sich nicht fürchte unter all den Männern, wie er gewöhnt hatte.

Der Apotheker legte dem Harfenmädchen die Hände auf die Schulter und jubelte: „Herrschaften, Herrschaften, endlich hab' ich ihn, den Jungen!“

„No, Kleiner,“ sagte die ältere Harfenmaid, „das is doch nit besonnens, ich hab er schon vier. Wann De sonst nit weißt!“

Der Apotheker stand verduht, die andern lachten. — Als Otto in seinem Wagen in die Nähe des Dorfs kam, spähte er eifrig in das Dunkel. Befriedigt piff er durch die Zähne. In einem Fenster des Hauses, in dem die Schmidts wohnten, stand eine brennende Lampe.

Er ließ sofort halten und stieg aus, „um noch ein paar Schritte durch die frische Luft zu gehen.“

„Wer's glaubt, wird selig“, brummte der Kutscher vor sich hin, während er allein nach Hause fuhr.

### III.

Das Dorf, in dem die graue Villa stand, hatte noch vor zwanzig Jahren nur ein Wirtshaus besessen, das am Ausgang des Dorfs, direkt an der Chaussee lag. Es lebte hauptsächlich von den Frachtfuhrleuten, die hier die erste oder letzte Station machten, je nachdem sie von dem Städtchen kamen oder zu ihm wollten. Die Bauern von damals frequentierten es nicht sehr. Wochentags zeigten sich fast nur die notorischen Trunkenbolde. Nur Sonntags auch andre Bauern. Sie saßen dann von fünf bis neun, tranken ein, zwei Schnäpsschen, das Stück zu vier Pfennigen, oder zwei Glas Dünnbier, das Glas zu fünf Pfennigen, und spuckten die Stube voll.

Damals zählte das Dorf sechshundert Seelen. Jetzt besaß es deren neunhundert. Dafür aber zu dem alten noch vier neue Wirtshäuser.

Das alte fristete sein Leben nur kümmerlich weiter, seitdem die Frachtfuhrleute mit der Eisenbahn verschwunden waren. Der alte Besitzer konnte sich auch nicht entschließen, neumodisch zu werden und seinen Gästen andres zu bieten, als er es von jeher gewöhnt war. Den vier andern Wirtshäusern ging es dafür um so besser.

Die Wirte hatten sich gut über das Dorf verteilt, so daß keiner dem andern ins Gehege kam. Zwei saßen an der Hauptstraße, an deren Ende die altmodische Fuhrmannskneipe lag; eins stand oben bei der Kapelle, so daß die Leute, die dort wohnten, nicht erst den Berg hinunter und dann wieder hinauf mußten, wenn sie trinken wollten. Das vierte, die magere Spinne, lag mitten im Dorf, gewissermaßen an seinem Herzen. Es gehörte einer Witwe.

Es gingen nicht nur die Erwachsenen den Spinnen in das Reh, sondern schon die ganz jungen Leute, so wie sie aus der Schule waren. Ja auch nicht nur die Männer, sondern auch ein gut Teil der Mädchen und Frauen mit ihren kleinen Kindern vom Säugling aufwärts.

Da die Männer wenigstens am Sonntag etwas von ihrer Familie haben wollten und zugleich doch auch ein bißchen Vergnügen, so wurde eben die ganze Familie mit in das Wirtshaus geschleppt, denn die Wirte waren die einzigen Leute, die für Vergnügen sorgten. Kein Mensch sonst kümmerte sich darum, daß die Arbeiter irgend eine andre Sonntagsunterhaltung fanden. Das hätte ja Zeit und Geld gekostet. Den Wirten kostete es ja freilich auch Zeit, aber wenigstens kein Geld. Im Gegenteil!

Auch am heutigen Sonntag waren die Wirtshäuser schon um vier Uhr nachmittags gut besetzt.

Das eine hatte für jeden Sonntag einen Ziehharmonikaspielder engagiert, das zweite besaß ein Orchester, das für fünf Pfennig ein langes Stück leierte, das dritte außer dem Orchester auch noch eine überdachte, heizbare Regalbahn, und das vierte hatte das alles garnicht nötig.

In dem Wirtshaus nahe am Eingang ins Dorf, das den schiefen Peter für jeden Sonntag als Ziehharmonikaspielder engagiert hatte, übte heute seit vier Uhr der Gesangsverein des Dorfs, „Harmonie“ genannt. Der schiefe Peter konnte also noch eine Weile ruhen, was ihm an Sonntagnachmittagen selten vorkam, da die „Harmonie“ ihre Gesangstunden jeden Sonntag in einem andren Wirtshaus hielt, um keinem ihrer Besucher vor den Kopf zu stoßen.

Der schiefe Peter fühlte sich heute wie ein wohlhabender Rentner, der thun kann, was ihm Spaß macht, und nicht arbeiten muß, sondern geruhig zusieht, wie andere sich plagen. Es war auch wirklich zu behaglich, still in dem tabakdurchqualmten Zimmer sitzen zu dürfen, ein Glas Bier vor sich und eine Cigarre im Mund, während draußen der Sturm heulte. Er machte ein sehr zufriedenes Gesicht, als

wenn sich die „Harmonie“ nur ihm zu lieb so plage. Ingleich hatte es aber auch einen etwas gönnerhaften Ausdruck, denn die Sänger waren ja alle nur Dilettanten, er aber, der schiefe Peter, Musiker von Beruf. Der Dirigent der „Harmonie“ war die Woche über Hufschmied.

Wenn der Gesang entgleiste, was nicht selten bei Neueinstudierungen vorkam, der Dirigent sich den Schweiß wischte und seine kräftigsten Hufschmiedstücke zum besten gab, lächelte der schiefe Peter leise und behaglich. Ja, ja, die Musik, das war eben eine schwere Kunst, darauf mußte man erst ordentlich studieren, bis man's los hatte, das war nicht so einfach, wie es aussah. Nun, der Hufschmied war wenigstens aus der Stadt, wie der schiefe Peter auch. Ein Dorfschmied hätte überhaupt nichts fertig gebracht, das war einfach undenkbar; denn zur Musik gehörte vor allem Bildung. Wo sollte man die aber in so einem Dorf herbekommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Riesenschildkröten.\*

Wie ein Geschlecht von Riesen aus lange vergangener Zeit ragen die Riesenschildkröten in die heutige Zeit hinein. In früheren Zeitaltern waren Riesenschildkröten weit über die Erde verbreitet, wie man aus reichen Funden von Nesten solcher Ungeheuer schließen kann. So kennt man aus den Siwalikhügeln Nordindiens die Reste einer kolossalen Schildkröte *Colossochelys atlas*, deren Schale länger als zwei Meter war. Eine ähnliche Form, *Atlantochelys*, lebte in Nordamerika; in den Pyrenäen wohnte eine 1,20 Meter lange Schildkröte, *Testudo perpiana*; auch aus Griechenland, Malta und Deutschland sind ähnliche Funde bekannt geworden.

Die veränderten Verhältnisse, der überall hin vordringende Mensch mit seiner Kultur, haben diese Riesen der Vorzeit immer weiter zurückgedrängt, immer weiter schritt die Vernichtung dieser harmlosen Geschöpfe, deren einziger Widerstand nur ein passiver sein kann. Auf einsamen, westgelegenen Inseln fristen die wenigen Ueberreste der Riesen-Schildkröten ein beschauliches Dasein, nicht lange wird es dauern, daß auch sie vom Erdboden verschwunden sein werden.

Nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien besuchten einige Indienfahrer auf ihrer Reise die Maskarenen Rodriguez, Mauritius und Reunion und sandten hier zum erstenmal die Schildkröten, die wegen ihrer Riesengröße ihr Erscheinen erweckten. Bald nachdem diese erste Kunde von den Tieren nach Europa gelangte, kam auch von den im Westen Südamerikas vorgelagerten Galapagos- oder Schildkröten-Inseln die Kunde von Riesenschildkröten. Leguat erzählte 1691 von einem Besuch der Insel Rodriguez; er sagt, daß man dort 2000–3000 Schildkröten zu Herden vereinigt fände und hunderte von Metern weit auf ihrem Rücken fortwandern könne. 1740 berichtet Grant eine ähnliche Erfahrung, die er auf Mauritius gemacht hatte; ebenso zahlreich sollen die Tiere auf Reunion gewesen sein.

Diesen Tieren, die auf den einsamen Inseln lebten, stellte kein Feind nach, kein Raubtier bewohnte die Eilande, die Schildkröten waren fast die einzigen größeren Lebewesen. Als aber die Seefahrer die Riesenschildkröten gefunden hatten, begann für sie eine langsame aber stetige Vernichtung. Die Seefahrer, die früher viel länger auf der Reise waren, sahen in den Schildkröten eine Quelle für frisches Fleisch, sie liefen also die Inseln an, um ihren Proviant zu ergänzen. Sie brachten die lebenden Tiere auf die Schiffe, schlachteten sie dann nach Bedarf und erhielten so ein gutes, schwachsaftes Fleisch. Ansiedler ließen sich auf den Inseln nieder, auch sie verspeisten Schildkröten. Mit den Menschen kamen auch die Haustiere, von denen das Schwein eifrig den Eiern und jungen Schildkröten nachstellte. So sind denn auf manchen Inseln unsere Riesen schon ausgerottet, auf Mauritius lebt noch ein einzelnes Stüd auf dem Hofe der Artilleriebaracken, sonst findet man auf den Maskarenen keine Riesenschildkröten mehr. Auf einer kleinen Gruppe von Koralleninseln nordwestlich von der Nordspitze der Insel Madagaskar, den Aldabra-Inseln, leben noch eine kleine Anzahl der merkwürdigen Tiere in voller Freiheit. Auch auf den Seychellen, einer Inselgruppe nordöstlich der Aldabragruppe, finden sich Riesenschildkröten, ob sie aber hier zu Hause oder vielleicht von den Aldabra-Inseln überführt sind, ist unsicher.

Unter dem Äquator, über 1000 Kilometer von der Westküste Südamerikas liegen die Galapagos- oder Schildkröten-Inseln. Zehn größerer und eine Anzahl kleinerer, vulkanischer Inseln setzen die Gruppe zusammen. Der vulkanische Boden trägt eine eigentümliche Pflanzenwelt, kümmerliches Buschholz, eine Euphorbiacee, eine Alazie und ein großer Kaktus sind die Hauptpflanzen. Als Charles Darwin 1835 die Galapagos besuchte, erzählte er, daß zwei Riesenschildkröten, die ihm mitten zwischen schwarzer Lava, blattlosen Sträuchern und großen Kakteen begegnet seien, seiner Phantasie wie irdenwelche vorstinstliche Tiere erschienen seien. In dieser wunderbaren Natur

fürhten die Riesentiere früher ein beschauliches Dasein, selbst Menschen Fuß betrat die Inseln, kein Raubtier störte sie in ihrer Ruhe. So fanden denn auch die Spanier, als sie zum erstenmal die Galapagos besuchten, eine ungeheure Anzahl der großen Schildkröten, die in allen Größen die Inseln bevölkerten.

Wie auf den Maskarenen, so begannen bald auch hier die Seefahrer, besonders die Waldjäger, die im Stillen Ocean fischten, sich von den Galapagos frisches Fleisch und Wasser zu holen, auch hier fing eine allmähliche Vernichtung der interessanten Tiere an.

Die Riesenschildkröten sind ohne Ausnahme Landschildkröten. Sie haben ein hochgewölbtes Rückenschild mit dünnen Hornplatten, die Füße sind plump, die Beine fest mit einander verwachsen, die Nägel stumpf; eine Schwimmhaut ist nicht vorhanden. Die Farbe der Tiere ist ein dunkles Schwarzbraun. Sie sind von den übrigen Landschildkröten durch ihre gewaltige Größe und durch einen ungewöhnlich langen Hals unterschieden.

Auffallenderweise besitzt jede Inselgruppe ihre besondere Art Riesenschildkröten, und zwar wohnen auf den Inseln, im Norden Madagaskars vier, auf den Galapagos sechs bis sieben Arten, die sich deutlich von einander unterscheiden.

Wie alle Landschildkröten sind auch die Elefantenschildkröten träge und langweilige Tiere. Ihre Sinne scheinen nach Beobachtungen in der Freiheit wie an gefangenen Tieren nicht besonders entwickelt zu sein.

Die Nahrung der Tiere besteht in allerhand Grünsutter, auf den Galapagos sollen sie vielfach Kakteen bevorzugen. Sie sind entsprechend ihrer Größe recht gefräßig, die beiden ältesten der sechs im Hamburger Zoologischen Garten gehaltenen Aldabra-Schildkröten fraßen in der Zeit nach ihrer Ankunft täglich 38 Pfund Weißkohl. Auf der Reise hatten die Tiere offenbar nicht genügend gefressen und holten das Veräumte nach. Am Tage ihrer Ankunft, am 4. September 1896, wog die größte Schildkröte 431 Pfund. Sie ist 125 Centimeter lang, in der Kurbelange 57,5 Centimeter hoch, in der Mitte 76 Centimeter, hinten 80,5 Centimeter breit. Im Hamburger Zoologischen Garten weidet die Schildkrötenherde auf einem großen Rasenplatz, der tüchtig geprengt wird. Mangelt es einmal an Gras, so erhalten die Tiere eine Zugabe von gemähem Gras, Kohl, Salat oder dergl. Bei kühler Witterung werden die Tiere in einen Stall gebracht. Manche ziehen sich dorthin von selber zurück, andernfalls muß der Wärter sie hineinhalten. Er klopft dann auf den vorderen Rand der Schale; das Klopfen scheint ihnen sehr unangenehm zu sein, sie erheben sich, und so kann man sie allmählich in den Stall schaffen. Etwas Geduld gehört freilich dazu. Im Winter werden sie in einen geheizten Raum geschafft und hier verfallen sie mehr oder weniger lange in einen Zustand der Ruhe, sie fressen wenig oder gar nicht und nehmen auch an Gewicht ab. Wasser nehmen sie recht viel zu sich. Auf den Galapagos haben die Tiere zu ihren Wasserplätzen breite Wege mit ihrem plumpen Körper ausgetreten.

Die Riesenschildkröten legen Eier, die sie im Sand vergraben. Nach 40 bis 50 Tagen schlüpfen die Jungen aus, die nach 14 Tagen ein 5 Centimeter langes Schild besitzen. Das Alter, welches von den Tieren erzielt werden kann, scheint sehr hoch zu sein.

Es ist zu bedauern, daß die interessanten Riesentiere sicher in nicht mehr ferner Zeit vollkommen ausgerottet sein werden. Wenn auch die Mächte, denen die von Schildkröten bewohnten Inseln gehören, Schongesetze erließen, so wird dies Geschlecht von Riesen doch über kurz oder lang der Kultur zum Opfer fallen, dann wird man auch diese Geschöpfe nur noch in Museen bewundern können.

Hermann Volau.

## Kleines Feuilleton.

**J. Ein Kranz.** (Nachdruck verboten.) Draußen schließt der Regen herab, in langen, dunklen Streifen, durch die graue, von Wasserdämpfen erfüllte Luft. Schwermüdig klatscht er auf das Dach und fährt, wenn ihn der Sturmwind erfasst, wie ein Sturzsee gegen die Fenster, in grauen Massen herniederlaufend. Der Sturmwind leucht und ächzt, wie der Atem eines Kranken, der sich in ruheloser Angst auf seinem Lager hin und her wälzt.

Der alte Fischer Zacharias Müllers saß in seinem allmöglichen, hochlehnigen Sorgenstuhl. Das blasse, eingefallene Gesicht glich in der trüben, grauen Dämmerung, die das Zimmer erfüllte, fast dem Gesicht eines Toten. Die mageren, arbeitssharten Hände lagen schlaff auf dem abgeschabten Tuche, das er um seine Beine geschlungen hatte. So saß der alte Mann starr und regungslos da, die müden Blide auf einen Kranz geheftet, der auf dem weißen, aus Tannensholz gezimmerten, Tisch nahe am kleinen Fenster lag.

„Marielen“, wandte er sich an seine Tochter, die soeben vom Stur hereintrat: „Ist mai, dat id dorvon sprek, wo kriegen wie den Kranz na Wiel hen, morgn ward Christian Meyer all begraben?“

„Je, Watting, Du kannst nich, Du bist krank. Die Kaiser Müller sünd man die Fragens tau Hus, bei tiercks sünd in See bie't Fischen. Dor war id woll gauh möten.“

„Jh, Diern, när nich“, schüttelte der Alte den Kopf: „Die bit Wäer! Hör doch man blot!“

Der Wind trieb gerade eine neue Sturzsee von Regenwasser an die kleinen Fenster, und schlug und stieß gegen die Fischerhütte, als wolle er dieselbe zertrümmern.

\* Aus der Wochenschrift „Merthus“. (Altona-Ottensen. Chr. Adolff.)

„Das helpt so nich, Bating! Wie mäten em doch den Kranz mit in't Grab gaben.“

Der alte Mann nickte, dann aber plötzlich ängstlich seine Tochter ansehend:

- „Wenn Du furtgeist, bin id ja ganz allein.“
- „Id kann so gitt trüg. In'ne Stum kann't werrer hier sin.“
- „Wenn Die de Storm man nich umsmitt?“
- „Hes da man kein Bange, id kann't Moor so gaut räubern as'n Akerl.“

Der Kranke brummte etwas vor sich hin, die Hände unruhig bewegend.

„Wie können em doch nich ohne Kranz inbuddeln laten?“ sprach das Mädchen, während sie dem alten Mann alles, was er während ihrer Abwesenheit bedürfen könnte, zurecht stellte, daß er es leicht zu erreichen vermöchte.

„Nee, dat können wie nicht,“ wiederholte der Kranke.

Bald war das Fischermädchen reisefertig. Die geölte Leinwandjude des Vaters sah straff über der vollen, runden Brust, der Südwester bedeckte ihre goldblonden Haare, auch aus seiner schweren, grauen Mütze sah ihr frisches Jugendgesicht hervor, wie Sonnenschein durch Regen.

Sie kniete vor ihrem Vater nieder, küßte seine Hände und flüsterte:

„Adschüß od! Id mal ganz fig!“

„Adschüß od!“ sagte der alte Mann, sie auf den roten Mund küßend. Dann ging sie und der Kranke blieb allein in der Fischerhütte. . . .

In rauschenden Strömen schloß der Heraustrretenden die Regennasse entgegen. Es war, als stürze das Wasser, ein brausender Katarakt, von den bleischweren Wolken herab. Der Sturmwind faßte diesen nassen Wasservorhang und warf ihn hin und her, daß er knirschend auf dem feuchten Sand entlang glitt. Das Fischermädchen schritt unberzagt dahin, den Kranz mit den zusammengerollten, roten Schleifen fest an die Brust gedrückt:

„Nee — Chrischan Meher mät den Kranz hem,“ murmelte sie, während ihr der Regen ins Gesicht schlug und der Sturm ihre Kleider erfachte, als wollte er sie zerreißen. Am Strande blieb sie stehen, legte ihre Hand über die Augen und sah hinaus in die grüne, schäumende Flut. Es war nur ein Arm der See, der die Insel umspülte und sie von der Nachbarinsel trennte. Man konnte durch den grauen Regendunst die Umrisse der fernen Fischerhütten deutlich erkennen.

Marielen legte den Kranz in das Boot, machte die Kette los, mit der es am Brückenstege befestigt war, und sprang in das Fahrzeug hinein. Mit raschem Stoß trieb sie das Boot vom Ufer ab hinein in den brausenden Gischt. Geschickt lenkte sie die gebrechliche Ruffschale, daß sie die Wellen nicht von der Seite packen und zum Kentern bringen konnten. Hoch spritzte der Schaum am Vordersteven empor und mischte sich mit dem herabrauschenden Regen. Der Sturmwind riß und schlug an dem schwankenden Holzgebilde und packte mit seinen eifigen Händen das mierschrodene Mädchen, sie fast erstickend. Mit kräftigen Ruderschlägen trieb Marielen das Boot durch die See.

Alein immer grimmiger zügte der Sturm und immer höher und weicher reckten sich die Wogen. Das Mädchen mußte mit Aufbietung aller ihrer Kräfte gegen die empörten Naturgewalten ankämpfen. Langsam — nur langsam — konnte sie vorwärts kommen — und das Ufer war noch so weit.

Hätte sie doch gewartet, bis am Abend der Postdampfer vorübergekommen wäre, der hätte ihr Boot hin und zurück ins Schlepptau genommen.

Da — sie hatte etwa die Mitte des Meerarms erreicht — da zerbrach das eine Ruder.

Sie war verloren!

Wie verzweifelt kämpfte sie mit dem andern Ruder gegen Wind und Flut.

Alein der Sturm schien vor Vernichtungswut aufzujauchzen, als er das Opfer so hilflos seiner Macht preisgegeben sah, und wilder packte er die Wogen an ihren weißen Schaumhaaren, riß sie höher empor und trieb sie, wie mit Fußstößen, gegen die Planen des Boots. Und die Wogen schienen mit ihren weißen Händen die Planen zu erfassen und niederdzudrücken in die lodende Tiefe — die schwarze, lodende Tiefe.

Die Regenmassen rauschten herab, wie die Falten eines nassen Trauerfells und bedeckten Welt und Himmel mit ihrem eintönigen, schweren Grau.

„Un id möt doch Chrischan Meher den Kranz bring'n!“ Das waren die letzten Worte Marielen. Eine hohe Woge hatte ihr schwankes Fahrzeug gelentert und sie versank in dem Gischt und der Brandung.

Einen Augenblick nur leuchteten ihre goldblonden Haare aus den weißen und grünen Wellenbergen wie funkelnder Bernstein hervor, dann versanken sie in die schwarze, lodende Tiefe.

Am Abend dieses Tags spülten die Fluten die Leiche des jungen Mädchens ans Ufer der Insel Wiel. Die starren, weißen Hände der Toten hielten einen Kranz gegen die Brust gedrückt, einen Kranz mit roten Schleifen. —

— Die Entwicklung der Bühnentechnik. In der Oktober-Sitzung des Berliner Ingenieurvereins gab Herr Brandt, der technisch-artistische Vorstand der königlichen Schauspiele, einen Ueberblick über die Entwicklung der Bühnentechnik. Ueber den Vortrag

liegt in der „Vossischen Zeitung“ folgender Bericht vor: Noch zur Zeit Hans Sachsens wurden die Theaterstücke ohne eigentliches Theater, auf einer rohen, nach drei Seiten freien Bühne ohne Vorhang aufgeführt. 1550 errichtete die Meisterfingerzunft das erste Theater. Augsburg folgte nach. Auch die Bühnen dieser Theater hatten noch keinen Vorhang. Im siebzehnten Jahrhundert führte die italienische Bühne die Decorationen ein und unter Ludwig XIV. erlebte die Bühnentechnik einen bedeutenden Aufschwung. Sehr beliebt waren schon damals Feuerwerke, griechisches Feuer und namentlich Feuerregen auf der Bühne, bald lernte man die Decorationen bewegen, führte Versenkungen, Brücken, Aufzüge und Flugwerke, ferner Wasserfälle, Wellen- und Schiffsbewegungen ein. Die Einrichtungen waren allenthalben so ziemlich dieselben. Erst später lassen sich verschiedene Systeme, namentlich ein englisches, ein französisches und ein deutliches unterscheiden; vielfach sind aber die betreffenden Einrichtungen noch heutzutage fast unverändert im Gebrauch. Das Covent Garden Theater in London z. B. hat noch dieselbe Vorrichtung für Darstellung des Rundsflugs, die im 16. Jahrhundert entstand. Der Vortragende beschrieb die Geräte zur Erzeugung von Geräuschen (Wind, Donner, Zusammensturz von Bausteinen), die „Parallelbewegungen“ für Einstürze, Sprünge, und dergleichen, die Kassetten und Coulissenwagen zum Verschieben der Decorationen und Versatzstücke. Mit einiger Verwunderung erfüllte es, daß bis vor noch nicht allzu langer Zeit der Rauch bengalischer Feuer durch einen Leinwandlauch von der Bühne über das Dach geführt wurde. Im allgemeinen besteht die Triebkraft für die Bewegung der Decorationen und sonstigen Bewegungsmechanismen von Anbeginn an bis heute einfach aus schweren Gewichten, die durch Seilrollen die Bewegung vermitteln. Menschenkraft lenkt diese Arbeit und bringt auch die Gewichte wieder in die alte Lage zurück (durch Aufwinden von Tummelbäumen). Maschinenkraft ist noch verhältnismäßig wenig in Anwendung, vielfach hat man sie wieder abgeschafft; ihr Hauptfehler ist, daß sie nicht geräuschlos genug arbeitet. Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre erfolgte eine Vervollkommnung der übermäßig verwickelten älteren Einrichtungen namentlich im Sinne der Vereinfachung. Man lernte die zahllosen Wellen und Coulissenwagen unter der Bühne, die vielen kleinen Versenkungen usw., die schließlich keine freie Bewegung mehr gestatten, vermeiden. Die Einführung der Gasbeleuchtung in den vierziger Jahren ermöglichte eine erhebliche Steigerung der scenischen Wirkungen, die in den später sich einbürgernden Feerien passende Verwendung fand. Im Berliner Victoria-Theater und namentlich im Bayreuther Theater erreichten diese Wirkungen ihren Höhepunkt. Bei der großen Oper in Paris ersetzte man das Holz, aus dem bisher die Bühnenmechanismen der Leichtigkeit halber gemacht wurden, durch Eisen; sonst blieb alles beim alten. Einen mächtigen Vorstoß zu weiterer Vervollkommnung gaben dann die sich häufenden Theaterbrände, namentlich der furchtbare Ringtheaterbrand in Wien. In den Verbesserungen und Sicherungen, die diesen Katastrophen folgten, ist Deutschland dem Auslande weit vorausgeeilt. —

Ein Kubikmeter Diamanten. Die „Chemiker-Zeitung“ berichtet nach dem „Engineering and Mining Journal“: Von einem Beamten der De Beers Consolidated Company werden folgende interessante Angaben über Diamantmengen gemacht, die sonst nicht leicht jemand zugänglich sein dürften. Im Juli d. J. wurden Versuche angestellt, wie viel Diamanten nötig seien, um einen Raum von 75 Kubikfuß auszufüllen. Es wurden Diamanten aller Größen benutzt, wie sie aus der blauen Erde nach dem Behandeln mit Säuren gewonnen wurden. Die Füllung dieses Raumes wog 14 617, 14 666 und 14 860 Karat, im Durchschnitt 14 713 Karat. 1 Mill. Karat Diamanten würden also ein Volumen von 0,0841, 0,0838, 0,0827, im Mittel 0,0835 Kubikmeter haben; 1 Kubikmeter wiegt also 11 976 000 Karat und hat einen Durchschnittswert von M. 315 206 000. In den 11 Jahren des Betriebs (bis Ende Juni 1890) lieferten die De Beers-Gruben rund 25 098 000 Ladungen blaue Erde, das sind 18 851 000 Meter-Tonnen; hieraus wurden erhalten 24 476 000 Karat Diamanten in allen Größen, im Werte von M. 644 600 212, pro Karat im Mittel M. 26,32. Durchschnittlich werden aus der Tonne blaue Erde 1,3 Karat Diamanten gewonnen, also M. 34,20. Die in den 11 Jahren gewonnene blaue Erde würde einen Würfel von 226 Meter Seitenlänge, die der Diamanten einen solchen mit 1,27 Meter Seitenlänge ausmachen. Das Volumenverhältnis der Diamanten zu der Masse der blauen Erde ist ca. 1 : 6 000 000. —

### Völkerrunde.

— Ethnographische Kunde von Ostgrönland. Für verschiedene Wissenszweige stellt Grönland ein außerordentlich interessantes Forschungsgebiet dar. Der Geologe findet im Innern dieses Lands, das völlig unter einer ungeheuren Eisschicht, dem Inlandeis, begraben liegt, Verhältnisse, wie sie zur Eiszeit in einem großen Teile Europas geherrscht haben müssen, und der Ethnograph konnte noch bis vor wenigen Jahren an der grönländischen Ostküste Menschen antreffen, die die wenigen Geräte, die sie brauchten, in derselben Weise anfertigten, wie dies der Mensch in der Steinzeit gethan haben muß. Es klingt sonderbar, wenn man behauptet, daß der Stamm Eskimos, der an der jetzt häufiger genannten dänischen Handels- und Missionsstation Angmagalik wohnt, noch nicht allzu lange vor Ankunft der Expedition von Polut und Garde, die Steinzeit verlassen hatte. Aber dies wird erkl.

wenn man berücksichtigt, daß diese Eskimos Jahrhunderte hindurch in völliger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt gelebt hatten. Die Eskimos von Angmagalik, ein etwa 400 Köpfe zählender Stamm, sind gegenwärtig die einzigen Menschen, die an der grönländischen Ostküste leben, aber Spuren von Eskimohütten und Funde von Steingeräten deuten darauf hin, daß in früheren Zeiten auch in weit nördlicher gelegenen Gebieten Ostgrönlands Eskimos hausten. So sind neuerdings von norwegischen Fangleuten beim 74. Breitengrad auf einem alten eskimoiischen Wohnplatz eine Menge Gegenstände gefunden worden, worunter sich ein Steingeräten, ein echt grönländisches Hausgerät, ferner Kinderspielzeug, das in den Gräbern von Kindern lag, befanden. Dieses Spielzeug, das den Kindern mit ins Grab gegeben wird, erinnert an echte arktische Steinzeit und besteht aus geschnittenen Figuren, die Walffische, Weißfische und Robben darstellen. Da unter den sämtlichen von den erwähnten norwegischen Fangleuten gefundenen Gegenständen nicht ein einziges eisernes Gerät enthalten ist, liegt die Folgerung nahe, daß die Eskimos, die dort gelebt haben, ein Steinzeitalter waren und nur Geräte aus Stein und Knochen kannten. Ob ungünstige Lebensbedingungen — Mangel an Robben usw. — oder Krankheit die Veranlassung ist, daß es jetzt außer bei Angmagalik an der ganzen Ostküste kein Eskimos mehr giebt, dürfte wohl kaum ermittelt werden. Ob es einst auch an der Nordküste Grönlands Eskimos gegeben hat, ist eine Frage, die möglicherweise von der Schwedischen Expedition gelöst wird, denn diese wollte besondere Forschungen über die Ausbreitung der Eskimos gegen Norden anstellen. Die nachweislich nördlichst wohnenden Menschen der Welt sind die Eingeborenen, die an der Westküste am Smithfjord zwischen dem 76. und 79. Breitengrad wohnen und etwa zweieinhundert Köpfe zählen. Sie sind ein echtes Jagdvolk und scheuen sich nicht, nur mit einem Speiß bewaffnet und von einigen Hunden begleitet, den Einzelkampf mit einem Eisbären aufzunehmen. Angesichts der überaus lärglichen Natur, in der diese Eskimos leben, scheint es zweifelhaft, ob sie in einem so nördlich liegenden Gebiete das Feld für die Dauer behaupten können. —

### Aus dem Tierleben.

— Es ist bekannt, daß sich im Magen vieler Vögel, wie der Tauben und Hühner, oft recht beträchtliche Mengen von Steinen vorfinden. Der Magen eines Auerhahns kann bis 82 Gramm davon enthalten; unter dem Namen „Auerhahnpelzen“ werden diese Steinchen gern zu kleinen Tropfäen verarbeitet, die der glückliche Jäger zur Erinnerung aufbewahrt. Manche Vögel, wie besonders der Eichelhäher, treffen eine Auswahl unter den aufzunehmenden Steinen, indem sie die auffällig gefärbten bevorzugen. Dieses „ästhetische Interesse“, wenn man es so nennen will, erscheint aber nebensächlich im Vergleich mit der physiologischen Bedeutung des Steinfressens. Nach den Ergebnissen einer umfangreichen Untersuchung, die Dr. Arnold Jacobi unter dem Titel „Die Aufnahme von Steinen durch Vögel“ soeben im zweiten Heft der „Arbeiten aus der Biologischen Abteilung für Land- und Forstwirtschaft am kaiserlichen Gesundheitsamt“ veröffentlicht, kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Aufnahme von Steinen in inniger Beziehung zu der Beschaffenheit der Nahrung steht. Es wurde nachgewiesen, daß die Krähen bei pflanzlicher Kost ganz bedeutend mehr Steine aufnehmen als bei thierischer. Offenbar wirken die Steine im Magen als mechanisches Hilfsmittel bei der Verdauung der harten Pflanzensamen, während sie bei Fleischnahrung entbehrlich sind. In der That ist die Aufnahme von Steinen bei den eigentlichen Körnerfressern am verbreitetsten. Soll es doch vorkommen, daß solche Vögel mit wohlgefülltem Magen verhungern, wenn sie nicht im Stande sind, Steine aufzunehmen. Bei Jacobis Untersuchungen hat sich ferner herausgestellt, daß die Steinaufnahme der Krähen im Winter weit höher ist als im Sommer. Jedenfalls rufen der im Winter eintretende Nahrungsmangel ein Hungergefühl hervor, das die Tiere zum Verschlucken von Steinen antreibt. Versuche an verschiedenen lebenden Vögeln lehrten weiter, daß die Aufnahme der Steine (auch Glas- und Porzellanperlen werden gern angenommen) oft sehr unregelmäßig erfolgt und daß die Steine oder Perlen lange Zeit im Vogelmaden verweilen können, ehe sie, sei es mit dem Kot, sei es durch den Schnabel (bei den Krähen in den Gewöllen) wieder ausgeschieden werden. Die Erkenntnis, daß gewisse Vögel der Steinaufnahme durchaus bedürfen, hat praktische Bedeutung für die Hegung von Kuckuckflügel; bei tiefem Schnee müssen z. B. die Futterplätze für Fasanen und Rebhühner regelmäßig auch mit Sand versorgt werden, wenn man seinen Bestand an Flugwild ungeschädigt über die schlimme Winterszeit hinwegbringen will. —

### Technisches.

— Ueber hydraulische Stöße in Wasserrohren hat Professor N. Julowsky in St. Petersburg eine Reihe Untersuchungen vorgenommen, deren Ergebnis „Scientific American Supplement“ in einem Bericht zusammenfaßt. Unter hydraulischen Stößen versteht man in Pumpen und Wasserrohren die schädlichen Stöße, die durch die Veränderung der inneren Druckverhältnisse infolge des Öffnens und Schließens der Ventile entstehen. Man hat diese Stöße durch verschiedene Konstruktionen der Ventile, freilich auf Kosten von deren Einfachheit und Haltbarkeit, zu beseitigen gesucht. Julowsky beobachtete die Stoßerscheinungen an Rohren von 50, 100 und 150 Millimeter Lichter Weite,

die an ein Hauptrohr von 600 Millimeter Durchmesser angeschlossen waren und in denen sich der Wasserdruck durch Ventile leicht ändern ließ. Durch das Zusammenpressen des Wassers und Ausdehnen der Rohrwandungen infolge erhöhten Drucks entstehen Stoßwellen, die sich durch die ganze Rohrlänge fortpflanzen. Die Schnelligkeit dieser Fortpflanzung wurde mittels elektrischer Chronographen und das Steigen und Fallen des Drucks an den verschiedenen Punkten mittels eines besonderen Meßapparats bestimmt. Es fand sich, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Stoßes konstant und unabhängig von der Stoßstärke, dagegen abhängig vom Rohmaterial und vom Verhältnis der Wanddicke des Rohrs zu dessen Lichter Durchmesser ist. Da bei den gewöhnlichen gußeisernen Rohren dieses Verhältnis mit der Rohrweite etwas abnimmt, so pflanzen sich die Stöße in weiten Rohren langsamer fort, als in engen. Für die Geschwindigkeit der Stoßfortpflanzung ist es gleich, ob der Stoß durch eine Ausflußhemmung oder durch eine Verstärkung des Drucks am Rohreinfluß entsteht. Die Stärke des Stoßes ist der Geschwindigkeit des in dem Rohre fließenden Wassers umgekehrt und der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Stoßwelle direkt proportional. Stoßwellen können durch Zurückprallen von den Enden des Rohrs in oszillierende Bewegung geraten. Eine nicht unbedenkliche Vergrößerung des Stoßes entsteht bei dessen Uebertritt aus einem weiteren Rohr in ein engeres. In solchen Fällen verdoppelt sich die Stoßstärke am geschlossenen Rohrende, und da sich diese Verdoppelung wiederholen kann, so können bedeutende Spannungen zu Stande kommen. Das einfachste Mittel zur Verhinderung der Stöße sind Vorrichtungen zum langsamen Öffnen und Schließen der Ventile. Die zum Ventilöffnen erforderliche Zeit sollte der Rohrlänge proportional sein. Luftkammern in der Nähe der Ventile verhindern durch die Elasticität der eingeschlossenen Luft zwar die hydraulischen Stöße, aber sie sind schwer luftvoll zu halten. Sicherheitsventile vermindern die Stöße je nach der Stärke ihrer Federn oder Belastung. —

(„Prometheus“.)

### Humoristisches.

— Vorsicht. Wiener Zahlkellner zum Lehrling: „Der König von Serbien zahlt kein Heller mehr für sein Herrn Batern. Alsdann laß di net z'weit ein, Piccolo!“ —

(„Simpl“.)

— Gemütlich. „Der Wein da ist doch zu schlecht; den können wir unsren Gästen nicht vorsetzen, sonst reden sie gleich darüber!“

„Na, da sei doch froh, dann haben sie ja auch zugleich Stoff zur Unterhaltung!“ —

### Notizen.

— Eine vollständige Faksimile-Ausgabe der Briefe Baruch Spinozas wird im Haag geplant. An der Spitze dieses Unternehmens steht der Spinoza-Forscher Willem Meiser im Haag, der Spinozas lateinisch geschriebene Werke ins Holländische übersetzt hat. —

— Ein dreitägiges Schauspiel des Schauspielers Rudolf Rittners „Wiederfinden“ wird demnächst am Deutschen Theater angeführt werden. —

— Adolf Fedorows Drama „Lebenshunger“ hatte bei seiner Erstaufführung am Münchener Residenz-Theater Erfolg. —

c. Eine neue Oper von Arthur Sullivan wird demnächst im Londoner Savoy-Theater angeführt werden; das Werk führt den Titel „The Emerald Isle“. —

— Georg Ludwig Meyn ist zum Nachfolger Max Koners an der Berliner Kunstakademie ernannt worden. Von Meyn stammt das Original zu dem Wilde, das wir gelegentlich der letzten Reichstagswahl in der „Neuen Welt“ (Nr. 24. Jahrgang 1898) gebracht haben. —

— Die Hauptwerbungen des Antiquariums im Berliner Museum im zweiten Vierteljahr 1900 besteht in einer Sammlung von etwa 70 Gefäßen und Geräten in Bronze, Glas, Thon und Elfenbein aus Boscoreale, wo sie zum Teil in der Villa, aus der der Silberfahz herrührt, zum Teil in einer benachbarten Villa aufgefunden wurden. Die Bronzegefäße, darunter ein Krater auf besonderem Fuß, im ganzen 65 Centimeter hoch, mehrere große Eimer, zwei- und einseitige Gefäße, eine Schale in Muschelform, sind von hohem künstlerischen Wert, Kasserolen und Kannen veranschaulichen den Bestand einer vornehmen pompejanischen Haushaltung von den großen Prachtgefäßen herab bis zu einfachen Gebrauchsgefäßen. Unter den Geräten sind der vollständige Beschlag eines Betts mit reicher Silberverzierung, zwei große Mandelaber, ein Lampenunterfaß mit Lampe und eine Laterne besonders zu erwähnen, unter den Thongefäßen ein Napf aus terra sigillata mit metopenartig angeordneter Dekoration und ein glasierter Becher mit Weinblattverzierung von der Form und der Größe des Hildesheimer Vorbeerbekers. Für die Vasensammlung wurde ein rhodischer Keller mit der Darstellung einer reitenden Amazone erworben. —

— Selbe Rüben oder Möhren sind, wie der „Praktische Begewisser“ schreibt, nüchtern genossen, ein wurmtreibendes Mittel, das besonders bei Kindern gute Dienste leistet. —